

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Theodor Fontane über das Berlinertum seit Friedrich Wilhelm III.

Theodor Fontane*)

über das Berlinertum seit Friedrich Wilhelm III.

Unter Friedrich Wilhelm III. herrschte Gerechtigkeit, noch viel mehr aber herrschte Duldsamkeit und Liebe. Nie hat die Welt etwas Ähnliches gesehen, auch in Duodezstaaten nicht, wie das damalige Verhältniss des preussischen Volkes, speziell der Bewohner der Hauptstadt, zu ihrem Könige. Auch das Confessionelle, speziell das Jüdische (die Lessing-Mendelsohn'sche Zeit hatte dafür vorgearbeitet) schuf keine Schwierigkeiten mehr. Ja, „väterliches Regiment“, das alle Klassen gleich herzlich umfasste, für alle Sinn und Verständniss hatte. Nicht nur das Bürgertum, auch das eigentliche Volk nahm an dieser Verbrüderung, an dieser von Demuth und Liebe getragenen Anerkennung des Menschlichen, im Gegensatz zu der nur Phrase gebliebenen Proklamirung der Menschenrechte, Theil

*Gulden, nur hätte sie nicht, Zulanda
 Drogen für Kinder,
 Lutz sein Kunst macht sein Mann, nicht
 sein Preis der Genuß.*

Theodor Fontane.

und jene merkwürdige Epoche brach an, wo nicht blos „Willem, der von's Gerüste gefallen“, sondern, literarisch angesehen, auch der Eckensteher Nante hoffähig wurde. Kein Offiziers-Casino, das damals nicht einen ausgezeichneten Nante gehabt hätte. Die Tage des Königstädtischen Theaters, die Tage, wo der zu spät zur königlichen Tafel kommende Kronprinz sich mit den Worten „Na Meester, darum keene Feindschaft nich“ bei seinem Vater entschuldigte, worauf dieser gnädig antwortete: „Ach, Fritze, Du

*) Die Clichés von dem vortrefflichen Bilde unseres Ehrenmitgliedes Theodor Fontane nach Professor Hans Fechners Meisterwerk sowie von einer Handschrift des Dichters und obiger Aufsatz sind uns von den Autoren und dem Verleger, unserem Mitgliede, Herrn Verlagsbuchhändler Karl Siegismund freundlichst unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden, für welche schöne Gabe die Brandenburgia hiermit verbindlichst dankt.

kennst mir doch“. — Diese Tage des „Fest's der Handwerker“, der „Wiener in Berlin“, der „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ brachen jetzt an und schufen, indem sie die Verschmelzung vollendeten, jene weltbekannte Anschauungs- und Ausdrucksweise, die sich mit dem Begriffe des „richtigen Berliners“ deckt, der nun bei Hofe (man denke nur an den damaligen Kronprinzen) gerade so gut existierte wie draussen bei Liesens oder auf dem Wollankschen Weinberge. Das Jahr 30, vielleicht das ganze Jahrzehnt von 30 bis 40, war der Höhepunkt dieser eigenartigen Erscheinung, ein Höhepunkt der Familiarität, der freilich — was auch damals schon von sehr vielen empfunden wurde — keineswegs ein Höhepunkt in allen Stücken war. Vielfach das Gegenteil. Es war, und zwar in einem unglaublichen und auf die Dauer geradezu staatsgefährlichen Grade, die Herrschaft der Mittelmässigkeit, Verschwommenheit und Trivialität, die Herrschaft des Witzes quand même, des Witzes, dem jede Rücksicht auf Andres, unendlich Wichtigeres untergeordnet wurde. Jeder Minister war langweilig, ledern und gleichgültig, aber Beckmann war ein Gott. Ich glaube, dass man diesen Satz, so weit Berlin in Betracht kommt, zur Formel für jenes Jahrzehnt erheben kann. Dazu kam, dass die Witze, auch rein als Witze angesehen, meist sehr anfechtbar und einer aufbessernden Veränderung dringend bedürftig waren. Und diese Veränderung kam denn auch. Aber während dieselbe für eine literarisch gebildetere Form sorgte, liess sie doch alles, was im Kern der Sache Gutes gewesen war, fortbestehen, will sagen, es blieb in Berlin im Wesentlichen, wenn auch verfeinert, bei dem Typus, den besonders die letzten 50 Jahre, also die Jahre seit dem Tode Friedrichs des Grossen herangebildet hatten. An die Stelle des Witzes von Angely, Beckmann, Glasbrenner trat der Heinrich Heinesche Witz, der, gemeinschaftlich mit den Mephisto-Parthieen aus Goethes Faust, alle Klassen, bis weit hinunter, zu durchdringen begann, bis abermals einige Jahre später der politische Witz den literarischen ablöste. Die mit 48 ins Leben tretenden Witzblätter, dazu die das Berliner Leben schildernden Stücke (David Kalisch voran) und schliesslich das wohl oder übel immer mehr in Mode kommende, sich aller Tages-Ereignisse bemächtigende Couplet-Wesen, schufen das, was wir das moderne Berlinertum nennen, ein eigentümliches Etwas, drin sich Übermut und Selbstironie, Charakter und Schwankendheit, Spottsucht und Gutmütigkeit, vor allem aber Kritik und Sentimentalität die Hand reichen, jenes Etwas, das, wie zur Zeit Friedrich Wilhelms III. (nur witziggeschulter und geschmackvoller geworden), auch heute wieder alle Kreise durchdringt, bei Hoch und Niedrig gleichmässig zu finden ist, und bereits über den un-mittelbaren Stadtkreis hinaus seine Wirkung äussert.

Vor 400 und auch noch vor 200 Jahren war Berlin eine märkische Stadt und stand unter dem Einfluss märkischen Lebens, jetzt ist das

Berlinerthum eine selbstständige, von dem ursprünglich Märkischen durchaus losgelöste Macht geworden, die nun ihrerseits auf dem Punkte steht, zu vielem Andreem auch die, nur hier und da noch, widerstandleistende Mark zu erobern und die Märker nolens volens früher oder später zu Berlinern zu machen.

2. (1. ausserordl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 25. April 1897, mittags 12 Uhr.

Besichtigung des Museums der Geologischen Landes-Anstalt,
Invalidenstr. No. 44.

Herr Geheimer Regierungsrat Friedel begrüßte die erschienenen Mitglieder und Gäste, etwa 50 an der Zahl, indem er daran erinnerte, dass wir schon einen Teil der Sammlungen dieses Hauses unter der Führung des Herrn Geheimen Ober-Bergrats Dr. Hauchecorne in Augenschein genommen hätten und dass nun Herr Professor Dr. Ebert, der Vorsteher der paläontologischen Sammlung, die Güte haben wolle, uns den Rest zu erklären. Darauf ergriff Herr Professor Dr. Ebert selbst das Wort und führte folgendes aus: Die Geologische Landes-Anstalt hat die Aufgabe, die Zusammensetzung und den Aufbau des Bodens im Preussischen Staatsgebiet zu erforschen. Die Resultate dieser Untersuchungen werden neben den Publikationen in den geologischen Karten niedergelegt, welche alsdann für die Landwirtschaft, die Forstwirtschaft und den Bergbau von dem grössten Nutzen sind. Bei derartigen Untersuchungen aber kommt man zu keinen genügend sicheren Resultaten, sobald man nur die Gesteine allein in Betracht zieht, da die Charaktere derselben oft zu gleichförmig sind, obwohl die Gesteine zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden sein mögen. Um ein ganz sicheres Erkennungsmittel zu haben, muss man die Versteinerungen mit heranziehen, die sich darin finden. Unter ihnen giebt es solche, welche nur einmal auftreten und daher für bestimmte Schichten als Leitfossilien dienen. Als ein weiteres wichtiges Hilfsmittel für die Erforschung des Bodens, namentlich, wenn es sich um grössere Tiefen handelt, sind die Tiefbohrungen zu erwähnen.

Es werden hierdurch Gesteinscylinder von verschiedenem Durchmesser zu Tage gefördert und oft geben diese kleinen Stichproben aus